

Dörte von Drigalski

Blumen auf Granit

Eine Irr- und Lehrfahrt
durch die deutsche Psychoanalyse

Mit einem Vorwort von Dörte von Drigalski zur Neuauflage 2019
und einem Geleitwort von Gaby Sohl

Mit Adressen von Selbsthilfegruppen, Schlichtungsstellen
und Internetseiten

Peter Lehmann Antipsychiatrieverlag

Vorwort zur Neuauflage 2019

Liebe Leserin, lieber Leser,

»Blumen auf Granit«, der Erfahrungsbericht über meine eigene Lehranalyse, wurde erstmalig 1980 veröffentlicht. Später wurde er gelegentlich als »Klassiker der Psychoanalysekritik« bezeichnet, auch als »Fundgrube«. Das hat mich gefreut. Aber oft habe ich mir gewünscht, dass Neuauflagen und Neuausgaben sich erübrigen, weil dieser »Granit«, auf den Kritiker und Geschädigte in etablierten Fachkreisen beißen, sich verwandelt hätte und verschwunden sei. Das ist leider nicht der Fall.

Die Lehranalyse gilt auch heute noch als die gründlichste Psychotherapieausbildung. Die Psychoanalyse der 1980er-Jahre, die ich mit den »Blumen auf Granit« kritisiere, war extrem therapeutenzentriert. Ob sich dieser Fokus auf die hierarchisch überlegene Position und die Deutungshoheit der Analytikerinnen und Analytiker geändert hat im Zuge der Entwicklung neuerer Ansätze? Den Eindruck habe ich nicht. Bis heute schweigen die meisten Lehrbücher der Psychoanalyse zum Thema Therapieschäden und Kunstfehler. In anderen Bereichen der Medizin ist die Diskussion um mögliche Kunstfehler längst zum Standard geworden. Nicht aber in der Psychiatrie, in Psychotherapie und Psychoanalyse. In Sachen Kritikfähigkeit bildet die Fachgruppe der Psychoanalytikerinnen und -analytiker nach wie vor das Schlusslicht der medizinischen und psychotherapeutischen Wissenschaft. Bis heute gibt es keine einzige Rezension meines Buches aus deutschsprachigen Psychoanalysekreisen. In den USA kam 1982, noch vor der Buchübersetzung, ein sorgfältiger Review-Essay von 21 Seiten in *Contemporary Psychoanalysis*, New York. Kein deutschsprachiger Fachmensch hat sich in seiner Gruppe öffentlich äußern mögen.

Eine Therapie wirkt schädigend, wenn sie die Realität nicht adäquat verstehen will oder nicht verstehen kann. Meine eigene Psychoanalyse sehe ich heute für mich als mittlere Katastrophe, aus der ich dank günstiger Faktoren mit einem blauen Auge davongekommen bin. Solch freundliche Umstände sind aber nicht die Regel – sonst wäre

und würde mehr veröffentlicht. Dass Therapien bis hin zu Psychiatrisierungen, Suiziden und tödlichen Unfällen ungut verlaufen können, weiß ich leider nur zu genau (siehe auch »Therapieschäden – Risiken und Nebenwirkungen von Psychotherapie, herausgegeben 2002 von Michael Märkens und Hilarion Petzold).

Wenn Sie selbst geschädigt wurden, möchte ich Ihnen Mut machen: Sie sind nicht allein mit Ihren Erlebnissen, Sie sind kein exotischer Einzelfall! Lassen Sie sich nicht – wie es mir selbst zu oft ging – Ihre Gefühle und Eindrücke ausreden, auch wenn fachlich-analytische »Deutungen« beeindruckend klingen mögen. Denn wie in allen Berufsgruppen gibt es bei den Analytikern und Therapeuten mittelmäßige und sogar ganz schlechte.

Summa summarum: Trauen Sie sich, Ihren Eindrücken, Wahrnehmungen und Empfindungen, früh und dezidiert. Lassen Sie sich nicht »entmündigen durch Experten« (Ivan Illich). Sie können sich viel Kummer sparen und Lebenszeit – für Schönes!

Hamburg im Februar 2019

Dörte von Drigalski

Vorwort zur aktualisierten Neuausgabe 2003

1997 erreichten mich Anfragen, weil mein seit 1980 im Verlag Ullstein erscheinendes Buch vergriffen war. Eine Neuauflage? Ich hatte mich ganz anderen Themen zugewandt und sah auf den ersten Blick darin wenig Sinn. Schnee von gestern – ich hielt das Thema und mein Buch für überholt. In anderen Bereichen der Medizin ist ja die Beschäftigung mit Kunstfehlern und deren Diskussion heutzutage Standard.

Bei näherem Hinsehen erhielt mein Optimismus einen Dämpfer. Die meisten gängigen Lehrbücher der Psychoanalyse schweigen zum Thema Therapieschäden und Kunstfehler. Das Gleiche gilt im Übrigen auch für die Psychiatrie. In einschlägigen Datenbanken findet man kaum etwas zum Thema. Viel zu wenig bekannt geworden – und PatientInnen gegenüber praktisch verschwiegen – sind die Ergebnisse der Menninger-Studie über Langzeit-Psychoanalyse: iatrogene Psychosen, Abhängigkeiten, Suizide (s. Grawe 1994, S. 173 ff.). Der erste Sammelband zum Thema, »Therapieschäden – Risiken und Nebenwirkungen von Psychotherapie« (Hg. Märtens / Petzold 2002), wird von der Fachwelt angelegentlich beschwiegen. Die Wenburg-Mentalität, die einst für die meisten medizinischen Disziplinen kennzeichnend war, hier hat sie sich erhalten. In Sachen Kritikfähigkeit bildet die Fachgruppe der PsychoanalytikerInnen das Schlusslicht der medizinischen Wissenschaft.

Woran liegt das? Zum einen ist diese Fachgruppe sicher eine Ansammlung von überdurchschnittlich ängstlichen Charakteren. Das hat etwas mit der besonders langen und demütigenden Abhängigkeitssituation in ihrer Ausbildung zu tun sowie mit der Vorauswahl von Persönlichkeitsstrukturen, die bereit sind, dies auf sich zu nehmen. Zum anderen muss man die Ökonomie des Berufsstandes im Auge haben. Standespolitisch besteht ein ökonomisches Interesse, das Thema Therapieschäden zu beschweigen. Es ging um die Durchsetzung der Interessen der Psychoanalytiker bei der Kassenregelung und um den Wettbewerb mit anderen therapeutischen Richtungen.

Gerade die PsychoanalytikerInnen hatten die schlechtesten Gründe gehabt, in die Kassenregelung aufgenommen zu werden. Nach Lage der Forschung hätten sie sogar ausgeschlossen werden müssen, da kein Beleg ihres therapeutischen Nutzens nach wissenschaftlichen Standards vorlag. Ohne das konsequente Ausblenden der Therapieschäden-Problematik hätten sich die Einzelinteressen dieser Berufsgruppe zu Lasten anderer therapeutischer Richtungen schwerlich so durchsetzen lassen wie geschehen.

Als hilfreich hat sich mein Buch erwiesen als Orientierungshilfe im Vorfeld einer Therapie oder als unterstützendes Back-up für PatientInnen, die in die Abhängigkeit von einer schädigenden Therapie geraten sind und Schwierigkeiten haben, sich zu lösen.

Die Kardinalfrage, die mir immer wieder gestellt wird, lautet: Wie kann ich die traumatische Erfahrung einer schädigenden, lebensuntüchtig machenden Analyse verarbeiten? Wie werde ich damit fertig? Wie kann ich mich lösen? Ich meine, die beste Antwort liegt in einer entschiedenen Hinwendung zu neuen Lebensfeldern. Das ist leicht gesagt, aber schwer gelebt, ich weiß. Und es bedarf der Hilfe von FreundInnen außerhalb des therapeutischen »Milieus«. In einem ersten Schritt jedenfalls kann das Buch bestärken, die Fixierung auf ein »Versagen« in der Therapie zu relativieren, und es kann ermutigen.

Hamburg im August 2003

Dörte von Drigalski

Vorwort zur Sachbuch-Ausgabe 1991

Ich schreibe dieses Vorwort unter dem Eindruck des Golfkrieges: massenhaften Getötetwerdens, der vermuteten Hölle der Zivilbevölkerung, der Lüge der kriegsbefürwortenden Medien, speziell eines Fotos: George Bush in der Messe, eine Stunde bevor er auf Bagdad losbomben ließ.

Vor diesem »manmade desaster« kommt mir mein Psychoanalyse-Um-/Irrweg noch eine Portion unsinniger vor als ohnehin.

Nachdem sich Politik auf Reeperbahnniveau abspielt (Zack, Faust in die Fresse, Kugel in den Bauch), ohne Rücksicht auf (fremde) Opfer schlicht ein Kolonialkrieg geführt wird, könnte man meinen, Psychoanalyse gehe an dieser Faustrechtmentalität vorbei, verdiente höchstens als extreme Sonderleistung der Industriegesellschaft Aufmerksamkeit.

Leider lässt sich psychoanalytisches Vokabular und ebensolche Logik jedoch mühelos dazu benutzen, die herrschende Doktrin zu begründen, intellektuell abzusegnen: Widerstände, Widersprüche als persönliche Marotte klein zu psychoanalysieren, zugrunde liegende Strukturen zu verschleiern. Reagans Atomkriegspläne waren sein persönliches Problem (abgewehrte, dann überkompensierte Potenzängste). Bush hat ein Trauma aus dem Zweiten Weltkrieg. Also sieht er rot, sieht Hitler in Hussein, der seinerseits mit »Todesenergie« (*Spiegel*) bzw. »böösartigem Narzissmus« (*Stern*) herummanagt.

Was auch immer man von solchen Erklärungen halten mag, sie veredeln, lenken ab von realen Motiven wie dem Nord-Süd-Konflikt, Macht, Geld.

Ein anderes Beispiel des Abwiegelns: Bei einem gut besuchten Vortrag in Hamburg vertrat ein in Talkshows beliebter DDR-Psychoanalytiker kurz nach der Grenzöffnung die Meinung, die Existenzängste der Bevölkerung (Arbeitsplatz, Zukunft) seien psychische Folgen früher Horterziehung in der DDR, die zu mangelndem Urvertrauen geführt habe. Also Psychotherapie statt ökonomischer Problemlösung?

Mein Buch (Januar 1980) ging entgegen der Hoffnung der Fachwelt nicht in der monatlichen Taschenbuchflut unter – u. a. dank dreiseitiger *Spiegel*-Rezension, ARD-Talkshow *Arena*, *Club II* im österreichischen Fernsehen, diverser Sendungen, Rezensionen und Buchkapitel. In Briefen, Telefonaten, bei Besuchen, direkten und indirekten Berichten kam eine Fülle von zum Teil gruseligen Analyse- und Therapiegeschichten auf mich zu. Auch nach der 5. Auflage nach über zehn Jahren kommen weiterhin intensive, vertraute Briefe von Menschen, die sich in meinem Buch wiedergefunden haben, die zum Teil wider besseres Wissen glauben, ihren Analytiker vor sich zu haben. Therapieschäden sind offenbar sehr weit verbreitet. Dies ist auch zu vermuten, selbst nach den vorsichtigen Schätzungen therapiegläubiger Experten (10 bis 20% Schädigungen).

Die, die sich an mich gewandt haben, stellen allerdings eine noch relativ stabile Schicht der Geschädigten dar. Sich an den Verlag wenden, meine Adresse herausfinden, sich ausdrücken – das bedeutet noch einiges an Stärke. Von den wahrscheinlich vielen, die kränker, entmutigter aus ihrer Therapie hervorgegangen sind, höre ich – wenn überhaupt – nur indirekt.

Ich bekam den Eindruck, dass es ein Heer von Therapiegeschädigten gibt, von Therapierten oder indirekt über Angehörige Mitbeteiligte. Resigniert, depressiv, unter Drogen, nach psychiatrischer Behandlung treten viele nicht mehr in Erscheinung. Wenn man von jemand – trotz guter Freundschaft – plötzlich und unverständlich gar nichts mehr hört, ist er meist in einer Therapie gelandet, versackt.

Es ist fast ein Luxus, jemanden zu treffen, der nicht irgendwie an-therapiert ist. Im sogenannten Normalleben muss man das Thema Therapieschäden offenbar nur ansprechen – und schon hört man die gruseligsten Geschichten: Die Tochter einer Bekannten hatte sich während einer Psychoanalyse umgebracht; der Bruder einer Analytierten überlebte einen Suizidversuch als hirngeschädigter Pflegefall, nachdem zuvor im Verlauf der forschenden Analyse seiner Schwester die Ablösung von ihrer Familie »bearbeitet« worden war; von Analytikern missbrauchte Analysandinnen, die sich durch gemeinsame Kinder in lebenslanger Abhängigkeit finden (oft ist ein Therapeut der Vater, wenn eine Frau absolut nicht den biologischen Vater nennen will). Sexuelle Zwänge gibt es auch mit umgekehrtem Vorzeichen:

Analysand (»Ich wollte nicht«), der sich im Sinne seiner Karriere erpresst fühlte, mit Ausbildungsanalytikerin. »Meinen Sohn habe ich durch einen Autounfall, meine Tochter an die Psychoanalyse verloren« und: »Wie die Aasgeier stürzen sie sich auf vom Leben und den Umständen waidwund Geschlagene.«

Nach den Reaktionen auf mein Buch kann ich meine Analyse als eine mittlere, übliche, einordnen. Zufällige freundliche Umstände und Menschen haben mir den Absprung ermöglicht.

Mir wurde auch deutlich, mit einem wie kleinen Grundvokabular Psychoanalysen geführt werden. Wahrscheinlich röhrt ein Großteil des Ärgers der Fachwelt über mein Buch daher, dass guldene Deutungen – erst einmal bekannt – erheblich an Glanz und Originalität verlieren. Der Vergleich mit der von der Straelener Übersetzervereinigung veröffentlichten Phrasendreschmaschine drängt sich auf (halbe Sätze! halbe Deutungen werden übereinandergedreht und ergeben einen scheinbaren Sinn).

Zur Reaktion der Fachgruppe: Von Bekannten (inzwischen »fertig« bzw. »Lehranalytiker«) kamen einzelne erschütterte Reaktionen: »Ach, wenn Sie wüssten...« – »Da haben Sie noch Glück gehabt...« Andere kannten mich auf einem Kongress nicht mehr, begrüßten mich ostentativ nicht oder nur unter Überwindung bzw. Aufbietung von Mut. Auf dem ersten Kongress nach der Veröffentlichung, zu dem ich versehentlich zugelassen worden war, machte sich die Kongressleitung die Mühe, in einer eigens einberufenen Sitzung zu diskutieren, wieso ich eingeladen worden war und ob man nicht noch verhindern könne, dass ich käme. Zu spät, denn ich war schon unterwegs. So wurde von einer Ausladung abgesehen.

Von einem anderen, internationalen Kongress forderte ich lediglich das Programm an. Daraufhin erhielt ich vom Präsidenten der deutschen Vereinigung eine persönliche Ausladung, ohne dass ich mich angemeldet hatte.

Ich war mir sicher, mit meinem Buch eine fachliche Diskussion auszulösen. Zum mindesten in dem Maße, wie es Veröffentlichungen über irgendwelche Schäden durch Medikamente oder Behandlungsmethoden unter Medizinern tun würden. Da hatte ich mich allerdings geirrt. Die fachlich zuständige Zeitschrift *Psyche* fand keinen besprechenden Analytiker. Als ich einen nannte, bestand kein Interesse, auch nicht

an einer zugeschickten Rezension. Eine Fachdiskussion hat nicht stattgefunden. Sehr spät wurde mein Buch zusammen mit einem anderen besprochen, weitgehend unter Umgehung des Inhaltes.

Auch in der weiteren fachlichen Umwelt wie *Psychologie heute* und einer Zeitschrift für psychosomatische Medizin war mein Buch nicht erörterungswürdig. Bei *Psychologie heute* kam zunächst das Rezensionsexemplar nicht an. Dann erreichte eine Rezension von Ernest Bornemann nicht die Redaktion. Dann traf eine amerikanische Rezension zwar auf Interesse, dafür war es dann aber »zu spät«. »Zu spät« war es auch bei der psychosomatischen Zeitschrift. (*Psychologie heute* hat sich in der Folgezeit hervorgetan durch eine Umfrage »Wie gut ist die Psychotherapie?« Der Text wurde seinem Titel gerecht – denn für negative Effekte und Verschlechterungen war schlicht keine Frage vorgesehen, ich dachte, es handele sich um eine Fehlleistung der Fragebogensteller, habe diese angerufen. Meine Einwände interessierten sie aber nicht. Sie wollten erst mal abwarten, was bei der Umfrage herauskam. Erwartungsgemäß kam nur Gutes heraus.)

Die erste fachlich fundierte, sorgfältige Rezension erschien in den USA, in *Contemporary Psychoanalysis* (New York, April 1982) (auch dort erst nach Verzögerung und Ablehnung in der ursprünglich geplanten Zeitschrift) von dem vergleichenden Psychotherapieforscher Hans H. Strupp aus Nashville/Tennessee. Sie lässt sich auch als Kulturdocument einer sorgfältigen Wissenschaft lesen, die mir in psychoanalytischem Milieu hier nicht begegnet ist. Allerdings ist auch er von meiner Pathologie überzeugt, ohne mich länger als maximal drei Minuten gesehen zu haben.

Hans H. Strupp hatte, um das Geschehen besser übersehen zu können, (mit meiner Einwilligung und Schweigepflichtentbindung) meine Analytikerin und meinen Analytiker angeschrieben um eine Stellungnahme. Meine Analytikerin lehnte diese ab. Mein Analytiker schwieg. Da ich annahm, dass mein Analytiker, wie früher immer, mit seinen Papieren im Hintertreffen war, schrieb ich ihm, um ihn zu einer Äußerung zu bewegen. Er fasste meinen Brief als meinen Wunsch auf, erneut zu ihm in die Analyse zu kommen. Ich hätte Hans H. Strupp auch gern meine drei Erstinterviews zur Verfügung gestellt, bekam diese aber nicht von der Vereinigung ausgehändigt.

Kurz danach fasste der Unterrichtsausschuss den Beschluss, alte Akten zu vernichten.

Der *Spiegel* (Nr. 13, 1980) lehnte eine eindeutige Rezension des Psychoanalytikers Ernest Bornemann zugunsten einer hausinternen dreiseitigen Besprechung des Peter Brügge ab: »am Ende Asthma« (= eine klassische psychosomatische Erkrankung, psychosenahe schwere Mutter-Kind-Beziehungsstörung) steht in der Tendenz, mich für verrückt zu erklären. Ebenso bei Alice Miller in »Du sollst nicht merken«: Zwar begabt, aber so tief gestört, dass der guten Analyse nicht zugänglich (Frankfurt/Main 2012).

Eine informative Besprechung findet sich in Eschenröders »Hier irrte Freud« (München 1984). Bornemanns Text erschien im Vorwärts (Nr. 8, 1981).

Unterschätzt hatte ich bei meiner Veröffentlichung das Ausmaß an Desinteresse und die plötzliche radikale Feindschaft, wenn irgendeine bekannte Grundlage der Psychoanalyse in Frage gestellt wird. Wahrscheinlich muss man aber auch diese Berufsgruppe realistisch sehen: als eine, die ihr Geld verdienen und ihre Ruhe haben will, die für intellektuelle Anstrengungen wenig Interesse, vielleicht auch wenig Zeit und Kraft hat. Vermutlich verteilen sich hier wie in anderen Berufen die VertreterInnen nach der Gauß'schen Verteilungskurve: einige sehr Gute, viele Mittelmäßige und einige sehr Schlechte.

Nicht einmal für die Suizide unter den Lehranalysanden – dem eigenen Nachwuchs, den eigenen Kindern – konnte ich Interesse erregen. Weder beim nationalen, noch beim internationalen Präsidenten der psychoanalytischen Vereinigung. Der nationale deutsche antwortete (nach Einschreiben): Erstens wisse er von Suiziden nichts (obwohl auch an seinem Arbeitsort passiert). Zweitens liege die Suizidrate nicht über der des Bevölkerungsdurchschnittes. Der internationale Präsident reagierte mit einer poetischen Floskel. Daraufhin habe ich meine Bemühungen innerhalb der Vereinigung eingestellt.

Auch meine polarisierten Diagnosen scheinen mir psychoanalytisch nicht genialisch: Auf der einen Seite ich Verrückte, Unmögliche, Borderline, Schizophrene, überdimensional weibliche Attraktive, die den redlich arbeitenden Analytiker sirenentartig Verwirrende/Überfordernde; auf der anderen Seite meine Analytiker, die Beschränkten, fachlich Unmöglichen, Dummen, die es heute eigentlich nur noch im

Museum geben sollte. Fachlich am einfachsten wäre es, meine analytische Karriere als die einer Verrückten (Schizophrenen/Borderline = am Rande der Psychose) einzuordnen. Dem widersprechen die drei Zulassungsgutachten zur Ausbildung und auch die zwei Jahre Arbeit an einer psychosomatischen Universitätsklinik als Mitarbeiterin und unter Aufsicht zahlreicher Lehranalytiker. Ich war damals voll verantwortlich eingesetzt an der Poliklinik für Erwachsene und Kinder, für Konsiliardienste an anderen Kliniken. Es wäre nach außen befremdlich, wenn diese Tätigkeiten durch eine anerkannt Verrückte ausgeübt worden wären.

Einen Kompromiss aus diesem intellektuellen Dilemma fand der Analysand Tilman Moser in »Kompass der Seele« (ebenso *DIE ZEIT* v. 14.11.1980). Neben fachlichen Bonbons (»Rang einer großen Forschungsleistung«) bezeichnet er mich als behaftet mit den Symptomen einer Borderline (= am Rande der Psychose), die man mangels fachlichem Wissensstand damals noch nicht als solche erkannt habe. Dadurch seien Psychoanalytiker und ich in »Verstrickungen« geraten. Abgesehen davon, dass der Rekurs auf diesem fachfremden Ausdruck für eine Gruppierung, die ihre Stärke im Durchdringen unklarer Emotionen sieht, einer Bankrotterklärung nahekommt: Wie naiv darf ein Intellektueller bei seiner Wortwahl sein? »Verstrickung« – ein Un-Begriff mit einem schlimmen zeitgeschichtlichen Hintergrund, ein zentrales Versatzstück aus dem Beschönigungsrepertoire der NS-Apologeten nach 1945. Erfunden zunächst von Juristen zum Weißwaschen von ihresgleichen, gewissermaßen als Ersatz für den »Befehlsnotstand«, mit dem sich die Militärs so elegant aus der Affäre ziehen konnten und auf den sich Richter und Verwaltungsbeamte ja leider nicht berufen konnten, und alsbald begierig aufgenommen von anderen belasteten Berufsgruppen, hatte die »Verstrickung« in den 1950er-Jahren Hochkonjunktur. Aus Tätern wurden »Verstrickte«. Wohlwollende Richter, die NS-Verbrecher, wenn überhaupt, zu mehr symbolischen Freiheitsstrafen verurteilen (20 Minuten pro ermordeten Juden und ähnliche Größenordnungen), griffen zur »Verstrickung«. »Verstrickung« hieß es stereotyp, wenn die NS-Belastung von hohen Funktionären des demokratischen Staates peinlicherweise aufgedeckt wurde.

Es war ein analytisch ungewöhnliches Konstrukt, mit dem Tilman

Moser versucht, sich sachlich zu äußern – im Wartestand auf den Lehranalytikerstatus, aus seiner eigenen Analyse heraus, aus dem Ort meiner zweiten Analyse heraus, aus einer relativen Freundschaft mit meinem Analytiker heraus, aus einer streckenweise guten Bekanntschaft mit mir heraus.

Die Diagnose »Borderline« wird im allgemeinen vergleichsweise unverfroren benutzt zum Bemänteln von Therapieschäden: Wenn jemand stabil und gesund wirkt (es möglicherweise auch ist), ihm die Analyse schadet, ist dies bereits der Beweis, dass es sich um eine Borderline handelt.

Patriarchalisch ist in der Psychoanalytischen Vereinigung die Welt durchaus in Ordnung. Termini wie »schizophrenogene Mutter« (den schizophrenen Vater gibt es nicht) und andere sexistische Ausdrücke werden ohne Widerspruch benutzt. Die Führungsposition besetzen Männer. Die Ausbildung kommt für Frauen der von Germaine Greer beschriebenen »heimlichen Kastration« nahe. In wesentlichen – fruchtbaren – Jahren werden Frauen festgehalten (keine wesentliche Entscheidung während der Lehranalyse treffen!), sind dann mit Ende Dreißig bis Mitte Fünfzig fertig mit ihrer Ausbildung, meist auch mit ihren generativen Funktionen. Männer haben immer noch Zeit (»nehmen ihre Fruchtbarkeit mit ins Grab«, urologisches Lehrbuchwissen). Dieser biologische Unterschied ist zugunsten heiter- possierlichen Scherzens über den Penisneid der Kolleginnen männlichen Hirnen im allgemeinen nicht präsent.

Welches der psychoanalytischen Dogmen stimmt überhaupt noch? Ist nicht zumindest heftig angezweifelt? Ödipuskomplex, Geschwisterrivalität, Penisneid, Kastrationskomplex, Todestrieb, Verführungstheorie – alle diese Axiome sind längst von vielen grundsätzlich in Frage gestellt, viele glauben nicht mehr daran und handeln (therapieren/analysieren) auch nicht mehr danach.

Was ist aus meinen Ausbildungsjahrgangskollegen geworden (nur die kann ich einigermaßen beurteilen, Patienten verschwinden meist wieder)? Einige haben sich suizidiert während ihrer Lehranalyse – überwiegend die klügeren, originelleren, politischen. Andere sind depressiv gelähmt in der Versenkung verschwunden, leidend an ihrer (vermeintlichen?, iatrogenen?) Neurose, Psychose. Einige haben sich beruflich arrangiert, haben Psychoanalyse von vornherein nicht so

ernst genommen bzw. als Mittel zum Zweck, dem der Berufsausbildung.

Das oft eintretende bessere Befinden nach Ende der Lehranalyse fällt zusammen mit dem Ende der Prüfungssituation, dem Kolloquium, im reifen, biologisch potentiellen Opa-Alter und bringt ganz ohne Zweifel eine Entlastung von der jahrelangen Schul- und Prüfungsatmosphäre mit sich; ließe sich aber auch mit dem Psychiatriewitz umschreiben: »Es ist so schön, wenn der Schmerz nachlässt.«

Ich kenne keinen, der die ursprünglichen Hoffnungen und Erwartungen an Psychoanalyse realisiert hätte. Die meisten haben schlicht »abgebaut«, sind ängstlicher, formaler, starrer, liebloser, uninteressanter geworden, »immer mehr gestutzte Hecken« (als Männer meist deutlich unattraktiver).

Manche Einschätzung der eigenen Analysen ändert sich auch: Der erste Kollege (Analysand), den ich getroffen hatte, der kompromisslos und laut seinen Analytiker als fachlich miserabel, verantwortungslos und unanalytisch bezeichnet hatte (dies sei überhaupt keine Analyse), machte dann an einem anderen Ort eine neue Analyse, endlich die »gute«. Jahre später traf ich ihn wieder. Die Beurteilung hatte sich um 180 Grad gedreht, der ursprüngliche Analytiker war der gute – im Gegensatz zum jetzigen schlechten. Diese Beurteilung lief auch ohne Widerspruch: Er hatte die früher negative Beurteilung ja nur im damals noch kleinen Kreis und an einem anderen Ort gemacht. Der ursprüngliche Analytiker war auch prominenter als der zweite.

Ernüchternd für mich war eine besorgte Äußerung Alexander Mitterschärlichs auf der Buchmesse 1980 gegenüber einem Kulturoffiziellem: Es sei so »schwierig« geworden mit Lehranalysen, seit dem »*Spiegel*«-Artikel (über mein Buch). Die bekümmerte Sorge galt nicht den geschädigten Patienten und Kollegen aus den eigenen Standesreihen, sondern schlicht dem Geschäft. Die Tatsache, dass so etwas passierte, war nicht das Beunruhigende, lediglich die Öffentlichkeit, der Geschäftsschaden.

Um die Klärung meiner Psychoanalysegeschichte habe ich mich lange und ernsthaft bemüht. Ich war ja eine Weile voll integriert gewesen, habe dann zahlreiche Bekanntschaften aufrechterhalten. Manche ließen sich freundlich-natürlich überfahren, andere hatten Angst vor kommenden Veröffentlichungen, sodass am Telefon die

erste Aussage war, dies dürfe nicht veröffentlicht werden. Andere verhielten sich aus Angst vor meiner gewissen publizistischen Potenz zumindest höflich. Trotzdem bin ich zu keinem wirklichen Ergebnis gekommen. Ein finsterer Rest bleibt das vehement Destruktive.

Ich vermute des Rätsels Lösung in der Biographie meiner beiden Analytiker. Banaler, gehässig ausgedrückt: Sie haben eigenes Unverdauetes mit Gewalt ihren Analysanden mehr oder weniger erfolgreich eingetrichtert. Analysanden eines Analytikers leiden meist ganz monoton an derselben »Störung«, was man hei den unterschiedlichen Persönlichkeitsstrukturen spontan nicht erwarten würde. Ein Analytiker hatte das Thema »Verworfenheit«, ein anderer »innere Lieblosigkeit« etc. Mit der Biographie meiner Analytiker geriet ich in finstere Tiefen, mit denen ich nichts zu tun haben möchte. Weder möchte ich in die caritativ-christliche Zwangslage geraten, diese beiden therapeutisch verstehen zu müssen (wie es mir pädagogisch nahegelegt wird), noch interessiert mich dieser voraussichtlich triste und in diesem Zusammenhang gar nicht gute Wust. (»Ein schweres Leben tapfer gemeistert« – monotone Äußerung über meine Analytikerin; des damaligen Staranthropologen und Mediziners Dr. Dr. Mengeles zwei Promotionen über körperliche Auffälligkeit meines Analytikers zur Zeit seiner Kindheit.)

Ich habe nichts, aber auch gar nichts (»Analytisches« in dem Sinne, weshalb ich diese Ausbildung angefangen hatte) in meinen vielen Stunden Lehr- und streckenweise therapeutischer Analyse für mich gelernt. Zum mindest nichts, was – wie mein ehemaliger Vorgesetzter Horst Eberhard Richter sich ausdrückte – über eine »Bilkak-Analyse (entsprechend Woolworth, Aldi) hinausgegangen wäre. Gerne hätte ich – speziell nach dem finanziellen, zeitlichen, emotionalen und überhaupt lebensgeschichtlichen Aufwand wenigstens *eine* intelligente Deutung erfahren. Vielleicht eine verdrängte, vergessene Situation. Am besten ein Trauma, was mir vehement in das Gemüt gefahren wäre. Leider war dem nicht so. Nichts, was über den Small-Talk in einer Wohngemeinschaft oder über Leserbriefspalten von *Heim und Welt* hinausgegangen wäre. Inzwischen hege ich den heftigen Verdacht, dass es gar nichts gibt.

Ich werde notgedrungen wortkarg, wenn sich nichtakademische Nichtanalysierte dafür interessieren, was ich denn die ganze Zeit da

gemacht habe: Über mich nachgedacht – so lange? Mit welchem Ergebnis? Warum denn? Für so viel Geld?

Die Berufsgruppe der Psychoanalytiker hat intellektuell für mich abgedankt. Ich habe viel korrespondiert und diskutiert, kam aber bei jedem, aber wirklich jedem an einen Punkt, wo er päpstlicher als der Papst wurde bzw. sehr feindselig: Wenn die Infragestellung der Psychoanalyse ein Spürchen zu weit ging. Letztlich fand ich sie einzeln und als Gruppe intellektuell desinteressiert, verantwortungslos ihrem Tun und ihren Patienten und ihrem Nachwuchs gegenüber.

Seit längerem wird mir bei dem Thema Psychoanalyse leise übel, ebenso bei Menschen, denen ich anmerke, dass sie in unguter Analyse waren oder sind. Diese körperliche Reaktion verschärft sich während meiner Schwangerschaft, und ich bin dazu übergegangen, ihr zu folgen – im Sinne unseres Wohlbefindens. Und so bleibe ich bei dem Ratschlag meiner hessischen Patentante: »Geh doch gar nit bei se.«

Dörte von Drigalski

Geleitwort zur Neuauflage 2003

Als dieses Buch 1980, also vor dreiundzwanzig Jahren, zum ersten Mal erschien, löste es eine Lawine von Zuschriften und Zeitungsartikeln aus. Der radikalste deutsche Klassiker der Psychoanalysekritik hat leider nichts von seiner Brisanz verloren: Heute gilt die Psychoanalyse, anerkannt von allen deutschen Krankenkassen, immer noch unangefochten als »Edeltherapie Nummer 1«. Kritik an den Ausbildungsmethoden der Analyse, der sogenannten Lehranalyse, soll – wenn überhaupt – lieber hinter verschlossenen Türen stattfinden.

Dörte von Drigalskis öffentliche ›Abrechnung‹ mit ihrer eigenen Lehranalyse verbindet in anschaulicher Sprache drei Blickwinkel zu einem einzigartigen Dokument moderner Therapiekritik:

- Es vermittelt fundierte Grundkenntnisse über die Methodik der klassischen Lehranalyse.
- Es führt eine schonungslose Diskussion über die Schäden so genannter Kunstfehler, die im psychotherapeutischen Bereich immer noch tabuisiert werden.
- Es erhält besondere Brisanz durch das persönliche Engagement der Autorin, die hier ihr eigenes Zu-Schaden-Gekommen-Sein dokumentiert.

Bis heute gibt es kein vergleichbar tiefgehendes und persönliches Werk der Grundsatzkritik an der renommiertesten Therapiemethode unserer Zeit. Der zunehmende Konkurrenzkampf auf dem Therapemarkt fordert zwar ethische und fachliche Qualitätsdiskussionen, weicht den Fragen nach Mängeln, Fehlern und auch Anmaßungen der Psychotherapie allerdings oft aus. Hier ist »Blumen auf Granit« eine wertvolle Orientierungshilfe für Therapiesuchende, Geschädigte, ÄrztInnen und TherapeutInnen.

Gaby Sohl, Berlin